



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fitte, Siegfried: Franziska von Hohenheim : (zu ihrem hundertsten
Todestage)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden. Politisierende Weiber, Blaustrümpfe und Suffragetten sind ein Greuel, und zwar darum, weil sie den aristokratischen Charakter der Weiblichkeit, der sich besonders sympathisch in der Zurückhaltung, als „lieblich Schweigen“, zeigt, ganz verloren haben. Es soll also gewiß nicht einer politischen Betätigung der Frau das Wort geredet werden. Aber dem Politiker möchte geraten sein, ein wenig mehr die Kraft für seine Parteikämpfe in der Familie zu stählen, aus dem neutralen Boden des Verkehrs mit der Weiblichkeit einen festen Sinn für Maß und Ordnung zu ernten. Der Mann sollte ein wenig mehr Weiblichkeit in sich aufnehmen, wenn es gilt, in dem Männerkampf der Parteien zu bestehen.

Wir alle, „Aristokraten“ und „Demokraten“, meinetwegen auch „Sozialdemokraten“ — ob nicht manche von diesen, wie z. B. Briand und wohl auch Bebel, Erzaristokraten sind? — sollten auf dem Boden unseres politischen Lebens einen versöhnlichen Zug willkommen heißen, wie er der Weiblichkeit zu eigen ist, der uns dahin bringt, „den Nächsten zu tragen zum Guten, zur Besserung“. Das sei unser Aristokratismus, ein Aristokratismus, der mancherlei Konflikte versöhnt und Gegensätze überbrückt, wo der starre Parteistandpunkt Abgründe schafft, in denen Koriolansche Naturen zerschmettern müssen.



Franziska von Hohenheim

(Zu ihrem hundertsten Todestage)

Von Siegfried Fittes-Friedenau



Am 2. Januar 1811 schrieb König Friedrich der Erste von Württemberg seiner Tochter Katharina, der Gemahlin Jérômes von Westfalen, daß gerade am Neujahrstage die „Herzogin Karl“ einem schweren inneren Leiden erlegen sei. Diese Herzogin Karl, die einige Tage darauf in ihrem langjährigen Witwenstuhle Kirchheim mit allen ihrem Stande gebührenden Ehren zu Grabe getragen wurde, war keine andere als Franziska von Hohenheim, die bekannte Geliebte und spätere Gemahlin des Herzogs Karl Eugen von Württemberg. Erst Mätresse, dann Reichsgräfin, zuletzt durchlauchtige Herzogin und als solche von allen fürstlichen Höfen anerkannt — ein glänzender, fast märchenhaft scheinender Aufstieg und doch in seiner ganzen Entwicklung so folgerichtig und selbstverständlich, daß das Wunder zwar nicht seinen Reiz, aber alles Überraschende verliert.

Als Karl Eugen Franziska zu seiner Geliebten machte, dachte wohl mancher wie der biedere Landschaftskonsulent Eisenbach, daß an Stelle der „vollgefogenen Mücken“ nun eine neue, eine „hungrige“ getreten sei. Wer aber Franziska

näher kannte, wußte, daß sie nicht eine von den vielen war, und auch vor einer zweiten Grävenitz brauchten sich die Württemberger nicht zu fürchten. Fast ebensolange, wie die habfüchtige Mecklenburgerin über den verblendeten Eberhard Ludwig ihre Herrschaft ausübte, zwei- oder dreiundzwanzig Jahre, stand Franziska dem Geliebten zur Seite, aber nicht wie jene als „Übel des Landes“ gehaßt und gescholten, sondern als sein guter Geist geliebt und gepriesen.

Die ersten Anfänge dieses Herzensbundes lassen sich heute nicht mehr sicher feststellen. Wir wissen nicht, wann Franziska den Mann ihres Schicksals zuerst gesehen hat. Gehört hat sie von dem schönen und gewalttätigen Herzog und seinem glänzenden und sündhaften Hofe gewiß schon manches auch in der stillen Abgeschiedenheit ihres Heimatdorfes Adelmansfelden, wo sie als dritte Tochter der ehrenhaften, aber mit Glücksgütern wenig gesegneten Familie von Bernerdin heranwuchs. Das kleine Landfräulein lernte auf verschiedenen Reisen zu den älteren verheirateten Schwestern auch ein Stück von der Welt kennen. Der Vater sorgte sich zwar viel um seine „unsterbliche Seele“ und um „die wahre Glückseligkeit“, war aber irdisch genug gestimmt, um das siebzehnjährige, unerfahrene Mädchen zur Heirat mit dem höchst unangenehmen, doch wohlhabenden Freiherrn von Leutrum zu zwingen. Körperlich mißgestaltet, boshaft und zankfüchtig, heftig und rücksichtslos in seinem Wesen, besaß er keine einzige Eigenschaft, die ein empfängliches Frauenherz fesseln konnte. Franziska verlebte in dem alten Leutrum'schen Familienhause zu Pforzheim ein paar unglückliche Jahre. Im Mai 1769 besuchte sie mit ihrem Gatten das nahe Wildbad und trat hier zu der Herzogin Sophie Dorothea, der Schwägerin Karl Eugens, in freundschaftliche Beziehungen. Auch der Herzog selbst kam zu flüchtigem Besuch von Ludwigsburg herüber, und es ist wohl möglich, daß sich die beiden hier zum ersten Male gesehen und kennen gelernt haben. Aber Franziska war trotz ihrer anmutigen Gestalt und ihrer leuchtenden blauen Augen eine zu wenig auffallende Schönheit, um sofort die Sinne des verwöhnten Frauenjägers zu entflammen. Der Zauber ihrer sanften Liebenswürdigkeit konnte sich erst bei näherem Verkehr entfalten. Die Gelegenheit dazu muß sich bald geboten haben. „Bald zehen Jahre“, so schrieb der Herzog im Juli 1780, „sind es, daß die gute Vorsehung Dich an meine Seite brachte; bald zehn Jahre sind es also, daß ich Dich versicherte, vor beständig Dein zu bleiben.“ Danach hat sich Franziska offenbar im Sommer oder Herbst 1770 zu dem schweren Schritte entschlossen. Schwer deshalb, weil ihr die leichte spielerische Lebensauffassung der Rokokozeit fehlte, weil ihr sittliches Empfinden sich gegen das Anstößige und Unwürdige dieses Verhältnisses empörte. „Es bleibt ein großer Unterschied, ob Überraschung der Grund von Verirrungen war oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser als ich, was die Überredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat.“ Diese Sätze, die sich in einem späteren Briefe an den von ihr hochverehrten Theologen und Pädagogen Niemeyer in Halle finden, sagen klar, daß sie sich erst nach langem Zaudern und harten Gewissenskämpfen

dem an weit leichtere Siege gewöhnten Karl Eugen ergeben hat. Die Ein- und zwanzigjährige hatte das Glück der Liebe noch nicht kennen gelernt. Der zwanzig Jahre ältere Herzog — „Papale“ nennt sie ihn öfters mit scherzhafter Ergebenheit — war eine stattliche, kraftvolle Erscheinung, dazu umflossen von dem Nimbus des Herrschers; sie gibt selbst, ehrlich genug, zu, daß bei ihr auch Eitelkeit mit im Spiele war. — Eine sehr eigentümliche Rolle spielte eine Zeitlang der betrogene Gatte, dessen Habsucht wohl über das Ehrgefühl siegte. Erst ein strenger Befehl seines feiner empfindenden Vaters bewog ihn, auf die ihm übertragenen hochbesoldeten Ämter und andere persönliche Vorteile zu verzichten und den Württemberger Hof für immer zu verlassen. Franziska aber folgte im Januar 1772 dem Geliebten auf die Solitude, und noch in demselben Monat wurde ihre Ehe durch einen Spruch des Konsistoriums geschieden. So war diese verhaßte Fessel gelöst; trotzdem litt Franziskas Gewissensruhe noch immer schwer darunter, daß sie der Welt durch ihr freies Zusammenleben mit dem Herzog ein Ärgernis gab. Dessen Gemahlin, die Bayreuther Prinzessin Friederike, die sich schon vor sechzehn Jahren von ihm getrennt hatte, lebte noch, und da er katholisch war, konnte nur der Tod diese Ehe lösen. — Ob Karl Eugen der Geliebten wirklich ein förmliches Eheversprechen gegeben hat, steht dahin; aber seine Gedanken waren, wie er später schreibt, immer dahin gegangen, ihr, wenn er die Herzogin überleben sollte, „Teil an seinem Herzen und an seiner Hand zu geben“. — Fürs erste war er bemüht, ihre Stellung nach außen zu sichern; es war doch peinlich, daß sie noch immer den Namen des geschiedenen Gatten trug. Auf seine Bitten erhob sie Kaiser Joseph der Zweite im Jahre 1774 zur Reichsgräfin von Hohenheim. Das zwei Stunden von Stuttgart entfernt gelegene Gut Hohenheim hatte der Herzog nicht lange vorher seiner letzten Mätresse, der Sängerin Bonafini, „auf beliebige Kündigung“ überlassen. Nun mußte die Italienerin ihre Wohnung räumen, und während Ludwigsburg und die Solitude, die Stätten früherer Sünden, verödeten, wurde Hohenheim Karl Eugens Lieblingsaufenthalt. Hier fand er das häusliche Glück, das ihm seine stolze und leidenschaftliche Gemahlin einst nicht hatte bereiten können.

Der vierundvierzigjährige Mann, früher der Schrecken aller anständigen Frauen und Mädchen in Württemberg, der noch zwei Jahre vor seiner Bekanntschaft mit Franziska eine blutjunge Geheimratsochter, „trotz Lamentierens der Mutter“, unmittelbar vom Hofball weg in sein Kabinett entführt hatte, liebte sein „Engelsfranzele“ mit der leidenschaftlichen Glut und der hingebenden Schwärmerei eines zum ersten Male verliebten Jünglings. Wie schülerhaft mutet es uns an, wenn er ihr ein Papierherz widmet mit der Inschrift: „Ganz Dir geweiht.“ Daß er ihre Tugend in den überschwenglichsten Ausdrücken preist, entspricht dem zeitgenössischen Geschmack. Was bedeuten diese langen und salbungsvollen Ergüsse neben den schlichten und innigen Worten, die sich auf einem flüchtig mit Bleistift geschriebenen Zettel finden: „Liebste Franzeele, ich

habe Dich von Herzen lieb.“ Ihr zu Ehren versucht er sich sogar in Versen. Am Ende eines Geburtstagsgedichtes heißt es:

„Mit einem Wort, mein liebster Schatz,
In meinem Herzen hast Du allen Platz.“

Der Herzog nannte Franziska nicht nur seine „allerliebste Freundin“, sondern auch gern seine „Gehilfin“, und auch der jugendliche Cleve Schiller spricht in einer seiner Akademiereden von der „Gehilfin“, die dieser große Freund der Tugend sich zu seinem erhabenen Werke erwählte. — Nicht als ob Franziska unmittelbaren Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausgeübt hätte. Sie strebte nicht nach dem Ruhm einer Pompadour oder Grävenitz, auch war Karl Eugen keine so bequeme und unselbständige Natur wie Ludwig der Fünfzehnte. Es genügte ihr, die Härten und Schroffheiten in dem Wesen des geliebten Mannes zu mildern, seinen Neigungen eine edlere Richtung zu geben, den guten Kern, der in ihm steckte, aus der Hülle häßlicher Leidenschaften und tyrannischer Gelüste herauszulösen. Gewiß, die ersten, noch halb unfreiwilligen Anfänge der Umkehr und Besserung liegen schon vor dem Verkehr mit Franziska. Das Soldatenspiel, das den Württembergern so unerträgliche Lasten aufgebürdet und so wenig Ruhm eingetragen hatte, verlor für ihn nach dem Siebenjährigen Kriege seinen Reiz. Auch des Theaterprunkes war er allmählich überdrüssig geworden. Schon im Jahre 1768 wurde die französische Komödiantentruppe entlassen, bald darauf ein Teil des Balletts. Dazu machte die schlechte Finanzlage und der Streit mit den Landständen, die beim Reichshofrat in Wien eine Klage eingereicht hatten und an Friedrich dem Großen einen mächtigen Beschützer fanden, dringend Ersparnisse notwendig, und endlich regte sich in dem Herzog schon damals jene Leidenschaft für das Erziehungswesen, die die letzten zwanzig Jahre seiner Regierung fast völlig beherrschte. Ein reiner, selbstloser Eifer war es freilich nicht. Neben praktischen Erwägungen gab den Hauptantrieb seine maßlose Eitelkeit, seine Sucht, nach außen zu glänzen. Was einst für ihn Ballett und Oper gewesen waren, wurde jetzt die 1771 errichtete Militärische Pflanzschule, die spätere Karlschule: ein Pracht- und Parabestück, das dem staunenden Europa seine, des Gründers, geistige Größe und erhabene Tugend vor Augen führen sollte. Nun traf es sich, daß Franziska den früheren Lieblingsneigungen des Herzogs von jeher keine Teilnahme entgegengebracht hatte. Dem Theater widerstrebte ihre stark zum Pietismus neigende religiöse Richtung, und so trefflich sie, wenn es die Gelegenheit forderte, zu repräsentieren verstand, mehr Freude fand sie an einem zurückgezogenen ländlichen Leben, an hausfraulichen und gärtnerischen Beschäftigungen. Auch las sie gern und viel; in der hübschen Köhlerhütte, die sie sich in den „Englischen Anlagen“ des Hohenheimer Schlossgartens eingerichtet hatte, stand eine reichhaltige Bibliothek. Französisch hatte sie nur mangelhaft gelernt, die Briefe, die unbedingt in dieser Sprache geschrieben werden mußten, setzte ihr der Herzog selbst auf. Beim Lesen bevorzugte sie deutsche Bücher ernstern und gediegenern Inhalts. Sie liebte den Umgang

und den Briefwechsel mit klugen und gelehrten Männern und war emsig bemüht, sich geistig fortzubilden, teils aus natürlichem Bedürfnis, teils um dem Herzog bei seinen neuen wissenschaftlichen und pädagogischen Bestrebungen besser folgen zu können. Gerade hier bewährte sie sich als seine „Gehilfin“; der Ecole des demoiselles, der Schwesteranstalt der Karlschule, war sie eine verständnisvolle Protektorin. Die kluge Frau erkannte wohl, daß diese neue Liebhaberei den geliebten Mann von Schlimmerem ablenkte und dem Lande keinen unmittelbaren Schaden zufügte. Die Schwäche des ganzen Systems, das Kleinliche und Außerliche dieser „Seelenfabrik und Sklavenplantage“, wie der Dichter Schubart die Karlschule nannte, ist ihr gewiß nicht zum Bewußtsein gekommen. Mit welchen Empfindungen aber mag sie, die immer das Gefühl einer Gewissensschuld mit sich herumtrug, den schwülstigen Huldigungen gelauscht haben, die an den Festtagen der Akademie ihrer Tugend dargebracht wurden? Der Herzog pflegte mit besonderer Vorliebe derartige Themata zu stellen: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstand zur Tugend? — Die Tugend in ihren Folgen betrachtet“ — es ist selbstverständlich und entspricht dem offiziellen Zweck, daß beide Reden in einen feurigen Dithyrambus auf Karl und Franziska ausklingen. Ganz unecht aber braucht nicht alles darin zu sein. Die anmutige Erscheinung der jungen Frau, von der jedermann in Württemberg wußte, einen wie guten Einfluß sie auf den gefürchteten Herzog ausübte, ihr von einem gewissen romantischen Schimmer umflossener Lebenslauf waren ganz dazu geschaffen, die Phantasie eines lebhaften Jünglings anzuregen. Wie hübsch wäre es, wenn man nachweisen könnte, daß auch die gefeierte Franziska, „die Freundin der Menschen“, in der sich die Tugend als „das harmonische Band von Liebe und Weisheit“ so sichtbarlich verkörperte, ihrem jugendlichen Lobredner eine freundliche Gönnerin gewesen ist, seinen dichterischen Genius erkannt und gewürdigt hat. Aber alles darüber Gesagte gehört in das Reich der Legende. Es ist leider wahr, daß sich in ihrem Nachlaß außer der Rede Schillers auch die Reden ganz unbedeutender Akademiker gefunden haben.

Man hat im allgemeinen von der zweiten Hälfte der Regierung Karl Eugens, in der Franziska seine „Gehilfin“ war, eine viel zu gute Meinung. Ein wirklich trefflicher Regent, ein Wohltäter seines Volkes im Sinne des aufgeklärten Despotismus ist er auch jetzt nicht geworden, trotz des merkwürdigen Sündenbekenntnisses und Besserungsgelübes, das er im Jahre 1778, an seinem fünfzigsten Geburtstage, von den Kanzeln verlesen ließ. Verfassungsverletzungen, Verstöße gegen den mit den Landständen abgeschlossenen Erbvergleich von 1770 kamen noch oft genug vor. Der ärgerliche Handel mit den Ämtern dauerte fort, auch über schweren Wilschaden und ungesetzliche Fronen wurde geklagt, und sieben Jahre vor seinem Tode verkaufte er sogar wieder ein Regiment ins Kapland an die holländisch-ostindische Kompagnie, wenn diesmal die Soldaten auch nicht wie im Siebenjährigen Kriege zwangsweise ausgehoben wurden. Im einzelnen hat der begabte und tatkräftige Fürst viel Gutes für Württemberg

geschaffen, ein Tyrann aber ist er immer geblieben. Das einzige, was sich unter dem sanften und klugen Einfluß Franziskas wirklich geändert hat, war sein Privatleben. Die Zügellosigkeit seiner Leidenschaften war früher dem Lande so verderblich gewesen, daß seine moralische Besserung den Württembergern jetzt wie ein Wunder erschien und die anmutige Frau, die dieses Wunder vollbrachte, als sein guter Engel gefeiert wurde. Der Herzog mochte die Gesellschaft der Geliebten keinen Augenblick entbehren, sie führte mit ihm in Hohenheim ein ländliches Stilleben, besuchte mit ihm die Karlschule und begleitete ihn auf Reisen ins Ausland. Der Günstling Montmartin, der an dem früheren Sündenregiment einen Teil der Schuld trug, wurde endgültig verabschiedet. Mit dem verständigen und wohlmeinenden Geheimrat Bühler stand Franziska im besten Einvernehmen; ohne daß der Herzog, der sich gern seiner Selbständigkeit rühmte, diese Beeinflussung merkte, haben die beiden zusammen oft Gutes durchgesetzt und Böses verhindert. Trotz ihrer literarischen Interessen kein Schöngest, sondern eine dem Gegenständlichen zugeneigte Natur, hatte Franziska Freude daran, im Kleinen zu wirken. Wo Karl Eugen, immer geneigt, sich um die persönlichsten Angelegenheiten seiner Untertanen zu kümmern, derb zugriff, wußte sie mit sanfter Hand zu glätten und zu mildern. Doch auch an Energie fehlte es ihr nicht. Die Tübinger erzählten sich noch lange davon, wie sie bei dem großen Brande von 1789, hochgeschürzt und bis an die Knöchel im Wasser stehend, stundenlang die Reihen der Wasser schöpfenden Frauen kommandiert hatte.

Franziskas einzigartige Stellung wurde auch fast von der ganzen Verwandtschaft des Herzogs stillschweigend anerkannt. In Mömpelgard, bei Karl Eugens Schwägerin Sophie Dorothea, der alten Bekannten von Wildbad her, war sie ein gern gesehener Gast. Wenn es galt, hohen Besuch in Stuttgart zu empfangen, zeigte sie natürliche Zurückhaltung und ruhige Sicherheit; die ihr erwiesenen Ehren nahm sie dankbar, aber ohne falsche Bescheidenheit hin. Und endlich gab ihr das Schicksal die Genugtuung, nach der ihr Herz am meisten verlangte. Ihr frommer Sinn hatte es immer bitter empfunden, daß die strenge württembergische Geislichkeit sie wegen ihres sündhaften Verhältnisses mit dem Herzog vom Abendmahl ausschloß. Nun starb im Jahre 1780 die regierende Herzogin Friederike, nachdem sie vierundzwanzig Jahre von ihrem Gemahl getrennt gelebt hatte und dem Volke völlig fremd geworden war. Karl Eugen ehrte sie im Tode durch eine Landestrauer von sechs Wochen, traf aber alsbald die nötigen Vorkehrungen, um den innigsten Wunsch der Geliebten zu erfüllen. Doch auch aus dieser zarten Angelegenheit verstand der berechnende, stets auf die Erschließung neuer Geldquellen bedachte Mann ein Geschäft zu machen. Er drohte dem engeren Ausschuß der Landstände mit einer neuen katholischen Heirat, sprach von Anträgen, die ihm in diesem Sinne von verschiedenen Höfen, auch von dem österreichischen, gemacht worden seien, erklärte sich aber bereit, „seinen eigenen Vorteil dem Wohle des Landes aufzuopfern“, wenn man ihm eine lebenslängliche Rente von 50000 Gulden und außerdem einen bedeutenden

Vorschuß bewillige. Eine katholische Heirat mit dem Versprechen katholischer Kindererziehung: die glaubenseifrigen Lutheraner gerieten in Todesangst. Da der nächstältere Bruder des Herzogs zwar streng katholisch, aber nicht standesgemäß verheiratet war, hatte man schon alle Hoffnung auf die evangelisch erzogene Nachkommenschaft des Prinzen Friedrich Eugen und seiner Gemahlin Sophie Dorothea gesetzt. Hier gab es kein Zaudern. Mit leichter Mühe erreichte der Herzog sein Ziel, und jetzt erst, als er die ersten 50 000 Gulden in der Tasche hatte, schrieb er — es war am 10. Juli 1780, drei Monate nach dem Tode Friederikens — seiner Franziska jenen halb empfindsamen, halb selbstbewußten Brief, der ihr seinen Entschluß verkündigte. Es kränkte sein „für sie echt zärtlich gefinntes Herz“, daß die Bande, die ihn seit zehn Jahren mit ihr verknüpften, „nicht diejenige christliche Aussicht hatten, die einer heute oder morgen zu fordernden ernsthaften Rechenschaft würden ein beruhigendes Genüge leisten können. . . . Mein Herz ist Dir eigen und hier zum Pfand meiner bisherigen Rechtschaffenheit und redlichen Gedenkungsart gegen Dir, und hier, sage ich, ist meine Hand.“ Dann aber verlangt er von ihr eine Gegenerklärung; er stellt seine Bedingungen, ermahnt sie, sich der falschen Neigung zu dem sogenannten Pietismus zu enthalten, sich ebensowenig wie bisher in Staatsangelegenheiten einzumischen oder durch Empfehlungen ihm Argernis zu bereiten. Nach dem Fürsten, dem Selbstherrscher, kommt wieder der Liebhaber zum Ausdruck. „Alle Vorteile großer Verbindungen,“ so schreibt er zum Schluß, „alle Vorpiegelungen künftiger Stützen ersetzen in mir bei weitem nicht, eine Freundin beizubehalten, die den größten Einfluß auf meine künftige Ruhe haben soll und kann.“ — Das alles hätte er ihr, da er täglich mit ihr zusammen war, ja auch ebensogut mündlich sagen können, und wie wir aus Franziskas Tagebuch erfahren, hat er es wirklich noch an demselben Tage getan, und zwar „noch viel größer“ als schriftlich, so daß sie „sehr empfindlich gerührt war“. Doch es war nun einmal seine Art, sich in Szene zu setzen, aus seinen tiefsten Gefühlen, den schlechten und guten, eine Haupt- und Staatsaktion zu machen. Auch die Erklärung an die geliebte Frau war für ihn ein Regierungsakt, der schriftlich festgelegt werden mußte.

Die Ausführung des Versprechens war nicht so leicht, wie er gedacht hatte. Die katholische Kirche wollte ihm die Ehe mit einer geschiedenen Protestantin, deren Gatte noch lebte, nicht gestatten. Endlich gab ihm ein befreundeter Prälat den Rat, die Kurie einfach vor die vollendete Tatsache zu stellen und dann um nachträgliche Dispensation zu bitten. Das entsprach auch am meisten der Sinnesart des Herzogs, dessen Geduld durch das jahrelange Warten erschöpft war. Er setzte sich mit den Mömpelgarder Herrschaften, seinem Bruder Friedrich Eugen und dessen Gemahlin, in Verbindung, und diese, die ihn nicht ungern für immer an Franziska gefesselt sahen, da nur so die Thronfolge ihrer Söhne gesichert schien, unterzeichneten nicht bloß den Ehevertrag, sondern wohnten auch am 11. Januar 1785 im Stuttgarter Schlosse der Trauung bei. Das Langerwartete

kam Franziska nun doch überraschend. „Ganz plötzlich“, so heißt es in ihrem Tagebuch, „sprach der Herzog zu mir allein von Sachen, die mich erstaunten und die meine ganze Seele erheiterten; dann führte er mich dahin, wo ich mein weltliches Glück befestigt sah.“ Es war eine heimliche Trauung, für die Welt blieb sie vorläufig noch die Geliebte des Herzogs. Da bestimmte ein ärgerlicher Vorfall den leicht gereizten Mann, das Geheimnis zu enthüllen, obwohl die Verhandlungen mit der Kurie noch immer nicht zum Abschluß gelangt waren. Als er eines Tages bei seinem Bruder Ludwig Eugen sich mit Franziska zum Besuch anmeldete, erhielt er die Antwort, man werde ihn gern, aber nicht die Gräfin empfangen. In heftigstem Zorn brauste er auf, und nun wollte er dem Bruder und dessen morganatischer Gemahlin, der stolzen Gräfin Reichlingen, die von der Reichsgräfin von Hohenheim nichts wissen wollten, zeigen, daß sie in Franziska fortan die Landesherrin zu ehren hatten. Auch diesmal sagte er der Geliebten nichts vorher. Wie erstaunte sie, als am 2. Februar 1786 nach der Predigt im Kirchengebet für sie als „Höchstdesselben Gemahlin“ gebetet wurde, als dann um Mittag der Herzog selbst feierlich in der Akademie die schon vor einem Jahre vollzogene Vermählung verkündigte. „Meine Empfindungen zu beschreiben, vermag ich nicht, und die große Handlung wird dem Herzog selbst in dem Himmel angeschrieben sein und dort belohnt werden; was braucht's meiner Beschreibung.“

Den deutschen und einigen auswärtigen Höfen wurde das Geschehene sofort mitgeteilt; an verschiedene Mitglieder des württembergischen Hauses schrieb Franziska selbst. In dem Briefe an den späteren König Friedrich den Ersten, den Neffen ihres Gemahls, erklärte sie, sie würde ihren Stolz darin suchen, die Pflichten, die der Besitz der Hand des Herzogs auferlege, zu erfüllen und dadurch zu beweisen streben, daß wenigstens ihre Handlungen ihrem Plaze angemessen seien und daß auch keine geborene Fürstin treuer für das Land und ehrfurchtsvoller und reiner für die herzogliche Familie denken könne als sie. Einfacher sind die Briefe an ihren Gewissensrat Niemeyer und einen anderen Vertrauten gehalten. Hier kommt vor allem die Freude darüber zum Ausdruck, daß jetzt das Gefühl der Schuld von ihr genommen war, daß sie dem Lande kein Argerniß mehr gab und sich vor Gott „der Vereinigung mit dem besten Herzog“ freuen durfte.

Karl Eugen wollte Franziska von Anfang an als seine ebenbürtige Gemahlin betrachtet wissen, richtete ihr einen Hofstaat ein und verlangte für sie die Anerkennung als Herzogin mit dem Prädikat „Durchlaucht“. Darüber entstanden einige Schwierigkeiten selbst mit den sonst so wohlgesinnten Kömpelgarder Verwandten. Schließlich einigte man sich dahin, daß Franziska auch als regierende Herzogin niemals den Vorrang vor ihrer Schwägerin, der geborenen preussischen Prinzessin, beanspruchen dürfe und Karl Eugen für die Nachkommenschaft, die er aus dieser Ehe haben würde, auf die Thronfolge verzichtete. Auch der andere Bruder, der katholische Ludwig Eugen, fügte sich, als der Papst selbst nach mehrjährigem Streit die Heirat für gültig erklärte. Der beigefügten

Ermahnung, auch seine Gemahlin für die wahre Lehre zu gewinnen, kam der Herzog nicht nach. Fanatisch religiöse Anwandlungen hatte er niemals gehabt; in der Beziehung wenigstens war er ein echter Fürst des aufgeklärten Absolutismus.

Auch als durchlauchtigste Herzogin wurde Franziska dem ländlichen Stillleben von Hohenheim nicht untreu. Karl Eugen fand nach wie vor in ihr das Glück und den Frieden, den er in dem sündhaften Treiben seiner ersten zwanzig Regierungsjahre vergeblich gesucht hatte. In den Briefen, die ihr der schreiblustige Mann zu ihrem Geburts- oder Namenstage widmete, klingt durch allen Wortschwall doch immer ein Ton echter Empfindung hindurch. An dem letzten Geburtstage, den er mit ihr feiern durfte, am 10. Januar 1793, schrieb er:

„Zwei Worte, denn mehr gewähren die Augen nicht, allerliebste Frau. Seele und Herz, beide Dir eigen, in der Wette Dir eigen. Sie sein der Ursprung aller Dinge, Dir eigen, auf immer eigen. Urteile, richte mich, das erwartet mit heiterster Stirn
Dein Dich ewig liebender Freund Karl.“

Karl Eugen starb am 24. Oktober 1793. Der geliebten Frau hatte er das freundlich gelegene Schloß Kirchheim unter Teck zum Witwenitz bestimmt, und hier lebte sie, von einem kleinen Hofstaat umgeben, in ziemlicher Zurückgezogenheit noch bis zum 1. Januar 1811. Ihr Neffe ließ in der Kapelle des Gutes Sendlingen ihre Büste aufstellen mit der Inschrift: „Ihr Herz schlug warm für Gott und Menschen, durch Frömmigkeit und Wohltätigkeit zeichnete sie sich aus.“ — Die Worte treffen die Grundzüge ihres Wesens. Unausgesprochen aber ist der Zauber, der von ihr ausging und einen Karl Eugen ihr so ganz zu eigen gab, das Unwägbare, das Göttliche in ihr, das das Gemeine in ihm bezwang und bändigte.



Ein neues Begnadigungsrecht

Von Geh. Justizrat Wollschläger, Landgerichtsdirektor in Thorn



Im deutschen Reichstage äußerte vor einigen Monaten ein sozialdemokratischer Redner, daß vor den Gerichten einer nordwestdeutschen Provinzialhauptstadt den Angeklagten stets so zumute sei, als wenn sie reißenden Wölfen vorgeworfen würden.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit. Einst nannte man den geächteten Verbrecher den „würgenden Wolf“ oder den „Wolfshauptträger“, weil er gleich dem Raubtier straflos getötet werden konnte, oder den „Waldgänger“, weil er friedlos im Walde schweifte. Jetzt müssen wir es erleben, daß deutsche Richter unter dieser Benennung vor Land und Volk angeklagt werden. Die Maßlosigkeit der Anschuldigung kennzeichnet freilich schon allein ihren Unwert. Aber auch abgesehen davon, wird kein Verständiger den leiden-